

№ 4. 1888.

Die Ehrenschuld.

Novelle
von
Ernst Remin.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ferruccio rieb sich die Hände — alle Dinge schlugen wieder einmal zu seinem Vortheil aus. „Bianka," wendete er sich dann zu seiner Tochter. „die Sache ist fatal — sie wird in den Clubs erzählt werden. Zuletzt wird sie in die Zeitungen kommen, die machen einen bissigen Artikel daraus. Ich würde an Deiner Stelle einstweilen nach Venedig gehen bis die Dinge vergessen sind."

„Und ich," entgegnete stolz das Mädchen, „bleibe hier und werde Jedem in die Augen sehen."

„Jedem — auch dem Giuseppe dei Ginori?"

Sie zuckt zusammen. Er bricht ab und spricht von Anderem.

Am Abend theilt ihm Bianka mit, daß sie es vorzieht, nach Venedig zu gehen. Florenz rege die Nerven so unnöthig auf und Venedig beruhige sie wieder.

Es geschah Alles immer so, wie es Herrn Ferruccio zu seinen Entwürfen am besten paßte.

6.

Der Prozeß Ginori gestaltete sich bald zu einem höchst interessanten. Der Staatsanwalt, Conte Jerrisson, war ein noch junger Mann, der früh in den Staatsdienst getreten war und infolge seiner kaustischen Schärfe in seiner Carrière rasche Fortschritte gemacht hatte. Er stammte nicht aus Florenz, sondern aus Sicilien, welches im übrigen Italien fast wie ein Ausland betrachtet wird.

Die öffentliche Meinung stand ihm gegenüber auf Seiten des gutmüthigen, leutseligen und vornehm-leichtsinnigen Stadtkindes; aber gerade dies spornte den Ankläger an — er machte es sich zu einer Ehrensache und sittlichen Pflicht — gegen diese laxe öffentliche Meinung den Sieg des Rechts zu erzwingen.

Die Anklage und die Vertheidigung machten beide die gewaltigsten Anstrengungen, und am Tage der Entscheidung hatte die Erstere folgendes erdrückende Material den Geschworenen vorzuführen:

Der Principe Corsini, der junge Marchese Torrigiani, der Lieutenant Modigiani und eine Anzahl anderer Mitglieder des Clubs sagten aus, daß Giuseppe Ginori am Abend des 16. September eine beträchtliche Summe auf Ehrenscheine im Spiel verloren hatte. Die Schätzungen seines Verlustes variirten zwischen 8000 und 12,000 Lire. Seine Scheine seien auf Blättern seines Portefeuille's geschrieben gewesen und hätten auf den 17. September gelautet. Der Angeklagte gestand dies zu.

Beppo Ginori erklärte, diese Scheine im Betrag von 11,000 Franken, fällig am Abend des 17., von Giuseppe erhalten und diesen vorher zur Zahlung gedrängt zu haben.

Eine Anzahl der Herren vom Club gaben an, daß Giuseppe von ihnen am 17. September Geld zu entlehnen versucht hatte.

Graf Lemburg hatte ihm 2000 Franken, Conte Alberti 100, Marchese Rucellai 150, Lieutenant Pizzi 50, Signor Bernotti 120, Cavaliere Nerina 80 Franken geliehen.

Der Pfandleiher Giordano Marchi aus der Via Fiesolana hatte dem Angeklagten am selben Tage Morgens für verschiedene Pretiosen 500 Lire gezahlt,



Schlangengaukler in Ostindien. (S. 27)

im Ganzen hatte Giuseppe Ginori am Abend um fünf Uhr 3000 Franken zusammen gehabt.

Der Trödler Giacomo sagt nach vielem Zureden aus, der Marchese habe ihn gegen sechs ein halb Uhr aufgesucht und in großer Aufregung um ein Darlehen von 8000 Franken gebeten, ja ihm einen Wechsel über 12,000 dafür ausstellen wollen.

Es war durch diese Aussagen konstatirt, daß Giuseppe um sechs ein halb Uhr das Geld noch nicht besessen hatte.

Carlo Rigotti, der ehemalige Diener desselben, erklärte, daß sein Herr um sieben Uhr heimgekommen sei und bis neun Uhr geschlafen habe. Dann sei Marchese Beppo gekommen und habe ihn abgeholt.

Beppo, gefragt, wohin er mit Giuseppe gegangen sei, verweigert das Zeugniß.

Giuseppe erklärt aus freien Stücken, er sei zu seiner Tante mütterlicherseits, der Marchesa Enrichetta Ginori gegangen und dort zum Thee geblieben. Gefragt, ob er sie um Geld gebeten habe, gibt er zu, es gethan zu haben. Ebenso gesteht er ein, daß die Tante ihm dasselbe verweigert habe. Und diese Angabe wird durch die Aussage Simone's und Zecca's über eine heftige Scene, die zwischen ihrer Padrona und Marchese Giuseppe beim Thee vorgefallen sei, bestätigt.

Gefragt, wohin er sich von dort begeben, erklärt Giuseppe, nach Haus gegangen zu sein. Sein Diener bestätigt, daß er um zehn ein viertel Uhr nach Haus gekommen und gleich darauf wieder fortgegangen sei. —

Es war durch diese Aussagen und Geständnisse nachgewiesen, daß Giuseppe um zehn Uhr, als er das Villino Ginori in der Via Venezia verließ, das Geld noch nicht besaß und in Verzweiflung darüber war.

Um elf Uhr dagegen ist er in den Club gekommen und hat dasselbe in Gegenwart des Cavaliere Nerina an seinen Vetter Beppo ausgezahlt.

Letzterer lehnt wieder das Zeugniß darüber ab, der Cavaliere dagegen erklärt, deutlich gesehen zu haben, daß der Angeklagte seinem Vetter Beppo eine Anzahl Tausendfrancsscheine und dann ein Päckchen kleinerer Noten übergab und dagegen die Ehrenscheine, welche Zeuge seit dem Abend des 16. September von Aussehen kannte, zurück empfing.

Signor Ferruccio bestätigt, daß er Beppo diese Papiere, welche er etwa vier Stunden am 17. aufgehoben hat, auf dessen Verlangen um etwa elf Uhr wieder ausgeliefert habe.

Den Herren des Clubs ist an diesem Abend Giuseppe's verstörtes und nervöses Aussehen aufgefallen. —

Dem Angeklagten ist auf diese Weise bewiesen, daß er zwischen zehn und elf Uhr in den Besitz des Geldes gelangt sein muß. In eben dieser Zeit ist nach den Aussagen der Aerzte die Marchesa Enrichetta ermordet worden.

Giuseppe wird gefragt, von wem er in jener Stunde das Geld erhalten — er verweigert die Auskunft darüber. Er wird ferner gefragt, wo er die Zeit von zehn ein viertel Uhr bis elf Uhr zugebracht — er erklärt, nicht mittheilen zu können, wo er während dieser fünfundvierzig Minuten gewesen sei.

Es wird konstatirt, daß man innerhalb derselben die Entfernung von seiner Wohnung zur Via Venezia und von dort nach dem Clubhotel mit großer Bequemlichkeit zurücklegen könne. Die verschiedenen Soldaten, welche der Staatsanwalt diesen Marsch probeweis hat machen lassen, bestätigen, daß sie zwischen zwanzig und siebenundzwanzig Minuten dazu gebraucht hätten.

Alsdann wird ein Paar Stiefel in den Saal gebracht. Giuseppe erkennt sie auf Verlangen als die seinigen an. Gefragt, ob er sie am Abend des 17. getragen, geben er wie sein Diener an, dies nicht mehr genau zu wissen.

Ein Sachverständiger erklärt, diese Stiefel passen genau zu den Stiefelabdrücken, welche am Morgen des 18. September im Garten des „Villino Ginori“ gefunden worden sind. Das Richtercollegium hat sich durch den Augenschein davon überzeugt.

Der Angeklagte wird gefragt, ob er zugibt, daß diese Fußspuren von ihm herrühren; er leugnet, den Garten des Villino während des ganzen Monats September betreten zu haben. Darauf wird der Waffenhändler Brancacci vorgeführt, welcher in Giuseppe Ginori deutlich den Herrn erkennt, der am Nachmittag des 17. September bei ihm einen Dolch gekauft hat. Er hat einen Dolch, genau wie ihn der Marchese erworben, mitbringen müssen, und die Gerichtsärzte konstatiren unter großer Sensation des Publikums, daß die Todeswunde der Erstochenen sehr wohl von einem Messer dieser Art herrühren könne. Die Maße stimmen nicht ganz genau, aber die Wahrscheinlichkeit ist, daß die That mit solchem Dolche verübt worden ist.

Giuseppe Ginori gibt zu, bei Brancacci eine derartige Waffe gekauft zu haben. Gefragt, zu welchem Zwecke, verstummt er und senkt den Kopf. Gefragt, ob er die Waffe noch besitze, behauptet er, sie am Morgen des 18. September von der kleinen Terrasse bei den Uffizien in den Arno geworfen zu haben.

Es ist ein Aufruf in den Zeitungen erlassen worden, ob Jemand dies gesehen hat, und es hat sich Niemand gemeldet. Man hat mittelst der Kahnarbeiter, welche am Ponte alle Grazie mit Baggerungen beschäftigt sind, den Grund vor der kleinen Terrasse absuchen lassen — der Dolch ist nicht gefunden worden.

Hier brach das Zeugenverhör ab.

Der Ankläger resumirte die Ergebnisse desselben kurz dahin: Giuseppe Ginori hat das Geld um zehn Uhr noch nicht besessen, hat es um elf Uhr verstört in den Club gebracht, in der Zwischenzeit ist die Marchesa ermordet worden. Seine Fußspuren sind mit denen des Mörders identisch. Er hat eine Waffe besessen, wie die, mit der die That verübt wurde; er kann sich über den Erwerb des Geldes nicht ausweisen, er kann nicht nachweisen, sich zur Zeit der That anderswo aufgehalten zu haben, als am Thatorte — es bleibt kein Zweifel, daß er die That verübt hat.

Darauf nahm die Vertheidigung das Wort.

Es war der erste Advokat der Stadt, ein würdiger, alter Herr, der mit dem Vater Giuseppe's befreundet gewesen war, und vor dem gewählten Publikum, das zu der Verhandlung gekommen war und den Zuschauerraum bis auf den letzten Platz füllte, eine glänzende Probe seines Talentes ablegen wollte.

Er begann damit, zu erklären, daß er, ebenso wie sein Klient, die bezeugten Thatsachen sämmtlich anerkenne. Er stelle sich nun auf den Standpunkt des Zuschauers, der nichts als dieses Belastungsmaterial kenne, was der öffentliche Ankläger zusammengebracht und aufgebaut habe, und der nun seine Schlüsse aus dem Gehörten zöge.

Erstens wäre der Marchese sinnlos wie ein Kind zu Werke gegangen, hätte er jenen Dolch in der That zu dem Zwecke gekauft, eine so fürchterliche That damit zu begehen. Der unbesonnenste Mensch hätte sich sagen müssen, daß er damit den Verdacht recht geflissentlich auf sich lenkte. Daß er ihn draußen in San Frediano gekauft, beweise nicht, daß er es heimlich und an verstecktem Orte habe thun wollen, sondern er habe sich gerade da befunden, wie aus dem Zeugniß des in jener Vorstadt wohnhaften Cavaliere Nerina, bei dem er um vier Uhr des Geldes wegen gewesen, hervorgehe. Frage man nun: wozu dieser Kauf? so liege die Annahme nahe, daß Verzweiflung dem Bedrängten Selbstmordgedanken eingegeben habe.

Wäre die That wirklich mit einem solchen Messer verübt worden, worüber die Herren Aerzte nicht einmal vollkommen sicher seien, so sei das eben eine Jedermann zugängliche Fabrikwaare, die sich tausendfach an jedem Tage verkaufe, wie Signor Brancacci bestätigen würde.

Daß der Marchese das Messer am anderen Tage fortgeworfen, erkläre sich daraus, daß er an die düsteren Stunden des vergangenen Tages nicht mehr durch dasselbe erinnert sein wollte.

Auch die Fußspur könne täuschen. Man setze einmal probeweise einen Stiefel in eine vorhandene Spur, so werde man sehen, daß er selbst bei der größten Achtsamkeit die darunter befindliche alte Spur verwische und die eigene an die Stelle setze. Natürlich passe er dann hinein. Außerdem sei es ja wirklich möglich, daß der Mörder denselben Fuß und Schuhe wie sein Klient gehabt. Schuhe seien heute Fabrikwaare, und da nur etwa zwölf Herrennummern existiren, dagegen vielleicht fünf Millionen Männer in Italien sich in dieselben kleideten, so müßten nothgedrungen durchschnittlich vierhunderttausend Menschen gleiche Fußstapfen hinterlassen.

Das einzig Gravirende bliebe der Erwerb des Geldes.

Da gäbe es nun aber tausend Möglichkeiten, mit denen man sich das erklären könne. Er wolle nur eine, die wahrscheinlichste, anführen: der Marchese habe die Summe von einer Dame erhalten, an die er sich in seiner höchsten Noth gewendet, oder die davon erfahren, und jetzt sei er zum Schweigen verurtheilt, weil er diese nicht nennen und kompromittiren könne!

Dieser Einwand machte unter dem Auditorium den höchsten Eindruck. Seidenkleider rauschten, alle Lorgnetten der eleganten Damen, welche im Gerichtssaale natürlich nicht fehlten, richteten sich mit erneutem Interesse auf Giuseppe, und das Flüstern wurde so laut, daß der Vorsitzende um Schweigen bitten mußte.

Der Vertheidiger schilderte nun, von seiner Annahme ausgehend, die Seelenlage des zu edelherziger Selbstopferung gezwungenen Jünglings mit so lebhaften Farben, daß die Taschentücher in die heftigste Bewegung geriethen und hier und da ein unterdrücktes Schluchzen aus dem Tribünenraum herüber klang. Als er endete, war Giuseppe Ginori kein Mörder, sondern ein Märtyrer in den Augen aller anwesenden Damen, und selbst die Geschworenen saßen da und schüttelten gedankenvoll die Köpfe — die Galanterie und Courtoisie findet stets Resonanz im Herzen eines Italieners.

Die größte Wirkung schien die Rede des Advokaten auf den Angeklagten selbst gemacht zu haben. Er hatte den gesenkten Kopf aufgerichtet, die glühenden, dunklen Augen irrten wie suchend durch den Zuschauerraum, dann hefteten sie sich ängstlich auf den Vertheidiger, sie wurden heller und hoffnungsvoller, je länger er sprach, plötzlich brachen ihm unter den beredten Worten des Anwaltes die Thränen mit schmerzhaft befreiender Gewalt aus, und er barg aufschluchzend das Antlitz in seinen Händen.

Diesen Zwischenfall ließ sich der geübte Vertheidiger natürlich nicht entgehen.

„Sehen Sie!“ rief er pathetisch, „sehen Sie, meine Herren Geschworenen, wie die Wahrheit das vor dem Medusenhaupt einer solchen furchtbaren Anklage versteinerte Herz des edlen Jünglings rührt, wie seine furchtbare Seelenpein sich in Thränen löst — er hat mir sein Herz nicht aufgeschlossen, er ist zu großmüthig und treu dazu und fürchtete, daß ich mich durch die Sorge um ihn verleiten lassen könnte, sein Geheimniß zu seiner Vertheidigung zu gebrauchen; aber da ich, der ich ihn von Jugend auf kenne,

seine wahren und hochherzigen Motive glücklich errathen habe und hier ausspreche, da zwingt ihn die Wahrheit zu diesem eben so stummen, aber auch eben so beredten Anerkenntniß und Geständniß!"

An diese Periode knüpfte der Ankläger in seiner Entgegnung an.

„Der Herr Vertheidiger und sein Klient haben uns ja da," so begann er mit sarkastischem Ausdruck, „eine rührende Komödie vorgespielt, die, wenn ich mir auch nicht erlauben will, sie abgekartet zu nennen, doch auf ein staunenswerthes gegenseitiges Verständniß ihrer beiden Seelen schließen läßt!"

Ein Murmeln der Entrüstung ging durch den Zuschauerraum. Aber die klare, scharfe Stimme des Grafen und seine schneidende Logik behielten allmählig Recht. Er legte dar, daß der Vertheidiger ihm nur Möglichkeiten und Hypothesen entgegengestellt, während die Anklage auf Thatsachen beruhe, welche Männer, wie die Principe Corsini und Uberti, der Marchese Torrigiani und viele Andere bezeugten. Einen Roman ersänne sich zu seiner Rechtfertigung erfahrungsgemäß Jeder, den er noch angeklagt und der je in der Welt angeklagt würde. Hier sei der Roman vom Vertheidiger ersonnen und griffe auf irgend ein Liebesverhältniß zurück, welches das Licht scheue. Einen Verbrecher könne man doch deswegen nicht freisprechen, weil ihn sein Anwalt auch noch als Held verbotener oder verschwiegener Liebeshändel hinstelle.

Indessen läge ihm an der Verurtheilung eines Menschen, der gefehlt, nicht so viel, als an der Feststellung der Wahrheit, und da käme ihm eben eine Idee, auf welche Weise diese untrüglich entdeckt werden könne.

An den ungewöhnlichen, gleichsam gezeichneten Münzen, mit welchen der Angeklagte dem Waffenschmied Brancacci zahlte, sei ihm der Kauf des Dolches nachgewiesen worden. Lieutenant Pizzi habe sich eben erinnern können, diese beiden Fünffrankenstücke, die da lägen, das rumänische und französische von 1797, zusammen dem Angeklagten am Nachmittag des 17. September nebst Anderem geliehen zu haben.

An ähnlichen Zeichen könne nun auch konstatirt werden, ob das Geld, das der Marchese an seinen Vetter Beppo gezahlt, von der Getödteten herrühre oder nicht.

Er frage zunächst den Zeugen Beppo dei Ginori, ob von jenen Tausendfrancsbillets, die ihm der Angeklagte nach dem Zeugniß des Cavaliere Nerina am 17. Abends um elf Uhr im Club überreicht, noch einige ungewechselt in seinem Besitz wären?

Beppo bejahte.

So möge er, wenn ihm daran läge, seinen Vetter gerecht freigesprochen oder gerecht verurtheilt zu sehen, mit einem Gerichtsschreiber gehen, diese Scheine zur Stelle zu schaffen.

Dies geschah, während die Sitzung aufgehoben wurde, da es gerade um die Zeit der Mittagspause war. Sämmtliche anderen Zeugen bis auf Signor Ferruccio wurden entlassen. Es entfernte sich aber Keiner von denselben, vielmehr nahmen sie im Vorraum Platz.

Die Spannung war die denkbar größte, auch aus dem Zuschauerraum wich Niemand, und die Kutscher der eleganten Equipagen draußen auf der Piazza hatten alle Mühe, die ungeduldigen Pferde zu zügeln und zu halten.

Das Vorgehen des jungen Staatsanwaltes war ein ganz ungewöhnliches. So hatte noch Niemand gewagt, die Beweisaufnahme mitten in die öffentliche Geschworenensitzung hinein zu verlegen und alle Welt zu unmittelbaren Theilnehmern derselben zu machen. Aber durch das dramatische Interesse, welches die Verhandlung auf diese Weise gewann, war mit einem Schlage, bei der Jury sowohl wie bei dem Publikum, der Eindruck der Rede des Vertheidigers, so gewaltig dieser im Moment gewesen sein mochte, vollkommen verwischt.

Ein hastiges, halblautes Geflüster, das aus dem Zuschauerraum kam, erfüllte während der Pause den Saal. Die Geschworenenbank war leer, vermuthlich stärkten diese braven Leute sich erst zu der verantwortungsschweren Entscheidung über Leben und Tod, die ihnen binnen Kurzem obliegen würde.

Endlich trat, nachdem oft auf den Tribünen die Uhren gezogen waren, der Gerichtshof wieder ein, die Plätze an der hufeisenförmigen Tafel füllten sich, und auch Giuseppe Ginori und sein Vertheidiger, die inzwischen in einem Seitenkabinet ungestört hatten konferiren dürfen, erschienen wieder im Saal, um an ihren niedrigen Tischen, unterhalb des erhöhten Podiums für die Jury, Platz zu nehmen. Eine feierliche Stille trat ein.

Beppo Ginori war noch nicht wieder zurück, und Alles wartete auf seinen Wiedereintritt. Endlich kam er, und der Präsident ertheilte durch einen Wink dem Grafen Jerrison das Wort.

Dieser verwies den Marchese Beppo noch einmal nachdrücklich auf seinen Zeugeneid und forderte ihn dann auf, die fraglichen Tausendfrancsbillets auf den Tisch vor dem Präsidenten zu deponiren.

Beppo trat vor und legte fünf Noten auf das grüne Tuch, eine neben die andere.

Alle Augen richteten sich gespannt auf diese kleinen Papierstücke, an denen jetzt das Schicksal des Angeklagten zu hängen schien.

Auf Verlangen des Grafen Jerrison mußte Beppo noch einmal fest versichern, daß er diese Noten aus der Hand seines Cousins empfangen. Er that es zögernd und ohne die Augen auf Giuseppe zu richten.

„Diese Noten, die dort liegen," nahm jetzt der Ankläger das Wort, feierlich und mit einer Stimme, die vor unterdrückter Aufregung bebte, „diese Noten stammen, wie ich behaupte, aus dem Schreibtisch der Ermordeten und sind durch die Hände des Angeklagten in die seines Vetters gelangt. Das Letztere ist erwiesen, kann ich das Erstere auch nachweisen, so folgt mit unumstößlicher Gewißheit daraus, daß der Angeklagte sie aus dem Schreibtisch seiner Tante entnahm und zwar, wie aus dem vorherigen Zeugenverhör hervorgeht, am 17. September Abends zwischen zehn und elf Uhr, zu der Stunde, als die rechtmäßige Besitzerin derselben ermordet wurde. Dieser Nachweis ist aber zu führen!"

Er hielt inne, alle Anwesenden lauschten athemlos.

„Alle größeren Scheine, welche die Marchesa zu jener Zeit besaß, stammen aus dem Comptoir ihres Bankiers, des Herrn Ferruccio. Sie ließ dieselben, wie aus den Angaben der Zeugen Simone Neri und Zecca Bruno hervorgeht, erst dann umwechseln, wenn sie wieder kleine Münze zum Haushalt brauchte. Wären es Hundertfrankenscheine gewesen, so läge die Möglichkeit vor, daß diese aus anderen Händen in die ihren gelangt, als aus denen ihres Bankiers. Wie aber will man es wahrscheinlich machen, daß sie die Tausendfrankennoten, die sie von Signor Ferruccio zu erhalten pflegte, gegen andere Billets von derselben Höhe und demselben Werthe umtauschte, etwa nur um sich das Vergnügen zu machen, für ein Stück Papier ein anderes zu erhalten?

Es sind also die Noten, die sie besaß, die ihr geraubt wurden, in ihre Hände aus denen des Zeugen, welcher eben diesen Saal verlassen, übergegangen.

Herr Ferruccio hat nun, wie mir bekannt ist, da er auch mein geschäftlicher Beistand ist, die Gewohnheit, die größeren Noten, welche durch seine Hände gehen, mit einem unscheinbaren Merkzeichen zu versehen. Und zwar differirt dieses Merkzeichen in den verschiedenen Monaten des Jahres. In diesem Monat September, und zwar am 2. desselben, hat er an die Marchesa Enrichetta eine Summe von 10,000 Lire in Tausendfrancsbillets gesendet. Befindet sich nun sein Zeichen pro September auf diesen fünf Scheinen da, so sind sie unzweifelhaft diejenigen, welche er mit anderen am 2. September seiner Klientin schickte, welche ihr am 17. zur Stunde ihres gewaltsamen Todes aus dem verschlossenen Schreibtisch geraubt wurden, welche dann der Marchese Giuseppe an den Marchese Beppo dei Ginori am selben Abend spät zahlte. Und befindet sich dies Zeichen auf den Scheinen, so ist der Mann dort der Mörder seiner Tante.

Man lasse nun — mit Erlaubniß des Herrn Präsidenten — den Zeugen Ferruccio eintreten!"

Alle Blicke richteten sich auf den Bankier, selbst die des Angeklagten, welcher ihn mit großen, stieren Augen betrachtete.

„Signor Ferruccio," begann der Graf wieder, „ist es wahr, daß Sie größere Scheine, die Sie ausgeben, vorher mit einem geheimen Zeichen versehen?"

„Es ist wahr!" antwortete er dann. „Ich möchte mir aber die Frage erlauben, woher dem Herrn Ankläger dies bekannt ist?"

„Aus eigener Wahrnehmung an Noten, die ich von Ihnen erhielt!" erwiederte der Graf kurz. „Ferner, ist es wahr, daß dieses geheime Zeichen in bestimmten Zeitabschnitten wechselt?"

„Auch dies ist wahr!" gab der Gefragte mit noch größerem Staunen zu. Der Graf war ein außerordentlich scharfer Beobachter.

„Bitte, sagen Sie uns auch, wie oft im Jahre und wann Sie darin eine Aenderung vornehmen!"

„Mit dem ersten jeden Monats!"

„Welches ist Ihr Zeichen für den Monat September?"

„Ich sehe mich dadurch gezwungen, ein Geschäftsgeheimniß der Oeffentlichkeit preiszugeben. Ist diese Auskunft nothwendig?"

„Sie ist nothwendig!" (Fortsetzung folgt.)

Die Schlangengaukler in Ostindien.

(Mit Bild auf Seite 25.)

In Ostindien gibt es zahlreiche umherziehende Schlangengaukler (siehe das Bild auf Seite 25), welche Giftschlangen in leichten Körben mit sich herumtragen, sie ungestraft berühren und sogar nach dem Schall eigenartiger Klarinetten tanzen lassen. Die Menge hält sie für Zauberer, aber auch der Europäer kann ihrer Gewandtheit seine Bewunderung nicht versagen. Man hat wohl behauptet, daß die Gaukler vorher die kleinen Giftsäckchen zu entfernen wüßten, welche an der Basis jedes Giftzahnes im Oberkiefer der Schlangen sich befinden, oder daß sie ihnen die Giftzähne ausbrächen; dem widerspricht aber die Thatsache, daß die Schlangen, welche sie umherführen, ihre Giftzähne — wie oft nachgewiesen ist — wirklich noch haben, und daß notorisch zuweilen ein Gaukler von seinen abgerichteten Schlangen gebissen wird und stirbt. Kundige Reisende behaupten, das ganze Geheimniß dieser Gaukler bestände in dem Muthe und der Kaltblütigkeit, womit sie ihre Schlangen behandeln, oder in der Anwendung eines betäubenden Mittels, womit sie die Reptilien zu besänftigen wissen. Allein nirgends liegt ein Beweis für letztere Behauptung vor, und man sieht nur, sobald die Körbe aufgedeckt sind und die Klarinette der Gaukler ihre eintönig klagende Musik beginnt, die Schlange sich auf ihrem Hinterleibe aufrichten, den Kopf hin und her drehen und wiegen, während der Gaukler sie starr anblickt, worauf sie nach einiger Zeit wieder in sich zusammensinkt und sich aufrollt. Das Räthsel dieser Schlangenbändigung ist bis heute noch nicht gelöst, da die Indier selbst das Geheimniß hartnäckig bewahren.

Die Gefangennahme der Grafen Egmont und v. Hoorn.

(Mit Abbildung.)

Als Philipp II. von Spanien im April 1567 den Herzog von Alba mit 10,000 Soldaten nach den Niederlanden schickte, um den dortigen Aufstand niederzuwerfen, flüchteten der Prinz von Oranien und andere Häupter der Adelsopposition noch rechtzeitig vorher, während Lamoral, Graf v. Egmont, trotz der Warnung des Prinzen, vertrauensvoll im Lande blieb. Er sollte dies aber bald bereuen, denn Alba war sofort entschlossen, sich der noch in den Niederlanden weilenden Häupter der Adelspartei zu bemächtigen. Es war leicht, den sorglosen Grafen Egmont in's Netz zu locken; er glaubte, Alba's Vertrauen gewonnen zu haben, und nahm an den in Brüssel veranstalteten Festen Theil. Schwerer war es, den mißtrauischen Admiral Grafen v. Hoorn, dessen gleichzeitige Verhaftung Alba plante, aus seiner Zurückgezogenheit nach Brüssel zu locken, was aber auch durch Zusicherung besonderer Gnadenbeweise und durch mancherlei Intriguen schließlich gelang. Am 9. September 1567 hatte der Herzog die beiden Herren, welche gerade einem Festmahle bei seinem Sohne, dem Großprior Ferdinand von Toledo, anwohnten, unter dem Vorwande einer Berathung über den Plan zur Befestigung Antwerpens zu sich in seinen Palast rufen lassen. Hier kündigte er den beiden bestürzten Edelleuten an, daß sie seine Gefangenen seien, welche Scene unsere Abbildung darstellt. Tief bewegt überreichte Egmont dem an der Spitze der Wachen eintretenden spanischen Hauptmanne seinen Degen mit den Worten: „Er hat in vergangenen Zeiten dem Könige manchen Dienst geleistet!" Nachdem auch Hoorn seinen Degen abgegeben, wurden die beiden Grafen abgeführt; der sogenannte „Blutrath" Alba's verurtheilte sie als Hochverräther zum Tode, und am 4. Juni 1568 fielen die Häupter Beider auf dem Markte zu Brüssel unter dem Schwerte des Henkers.



Herzog Alba läßt am 9. September 1567 die Grafen Egmont und v. Hoorn in seinem Palast zu Brüssel gefangen nehmen.

Schach der Königin!

Mit Bild auf Seite 29.)

Das meisterhaft durchgeführte Genrebild „Schach der Königin!" von E. Anders, welches wir auf Seite 29 in Holzschnitt wiedergeben, versetzt uns — wie das Kostüm des jungen Offiziers verräth — in eine um mehr als zwei Jahrhunderte zurückliegende Zeit. Das Schachspiel wurde schon durch die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer im Occident, namentlich in Deutschland und Frankreich, verbreitet. Es war vielfach ein Lieblingsspiel der feineren Gesellschaft, an dem auch Damen sich gern betheiligten, und so kann es uns denn nicht Wunder nehmen, das jugendliche Paar auf unserem Bilde ebenfalls so eifrig demselben huldigen zu sehen. Wir täuschen uns aber wohl kaum, wenn wir annehmen, daß es dem schmucken Sohne des Mars weniger um das Schachspiel an sich, als um das vertrauliche Beisammensein mit einer so holden Partnerin, die es ihm längst angethan, zu thun ist. Wenn er ihr jetzt: „Schach der Königin!" bietet, nachdem er durch einen gewandten Zug diese Figur ihres Spieles in Gefahr gebracht, so hofft er dabei im Stillen gewiß, daß auch die schöne Spielerin selbst sich seinem angelegentlichen Werben bald ergeben möge.

Im weißen Morast.

Ein Erlebniß aus Südostungarn.

Mitgetheilt von

Albert Amlacher.

(Nachdruck verboten.)

„Gerade vor zehn Jahren," so erzählte mir der Thierhändler H., „erhielt ich vom Direktor des Thiergartens in Berlin den Auftrag, ein Paar lebende junge Edelreiher zu besorgen. Es war dies die erste derartige Bestellung. Alte, flügellahm geschossene Thiere oder Bälge derselben hatte ich schon öfters abgegeben, flügge, aus dem Nest gehobene Junge waren indeß noch nie verlangt worden. Um solche zu beschaffen, mußte man unbedingt die Brutplätze dieser scheuen Vögel tief drin in den Rohrdickichten aufsuchen, und was das auf sich hatte, ahnte ich blos, ohne es recht eigentlich zu wissen. Doch, was war zu thun? Ich war mit der Direktion jenes Thiergartens schon seit längerer Zeit in Verbindung und hatte durch dieselbe manch' schönes Stück Geld zu verdienen Gelegenheit gehabt. Außerdem durfte auch der steigende Ruf, dessen sich mein Geschäft erfreute, nicht leiden — kurzum, ich war entschlossen, die Vögel zu beschaffen, koste es was es wolle. Nicht ohne eine gewisse Beklommenheit fuhr ich diesmal nach meinem Hauptrevier, dem weißen Morast.

Da, wo am Südrande der niederungarischen Tiefebene die flachuferige Theiß ihre gelben, träge dahinschleichenden Wellen dem gewaltigen Donaustrome zuführt, dehnt sich am linken Ufer der Donau entlang bis dahin, wo die Save mündet, meilenweit ein endloser Rohrwald aus. Alljährlich, wenn der Schnee in den Karpathen schmilzt, wenn „das grüne Wasser" kommt, wie die Eingeborenen sagen, überfluthet die uferlose Theiß diese Niederungen und füllt die zahllosen Gräben, Mulden und Vertiefungen mit dem Ueberfluß ihres Gewässers aus. Es ist dies hier ein natürliches Becken, ein Reservoir, das sich jedes-



Schach der Königin! Nach einem Gemälde von E. Anders. (S. 28)

mal unbedingt füllen muß, wenn die hochgehenden Wogen der Donau sich in der Enge des Klissurapasses stauen. Kommt man im Sommer dahin, so erblickt das Auge, wohin es sich auch wenden mag, nichts als das dunkle Grün endlosen Röhrichts, das einen Reichthum von Sumpf- und Wasservögeln aller Art birgt, der jeder Beschreibung spottet. Das ist der weiße Morast. Mitten drin in den Wildnissen dieses ungeheuren Sumpfgebietes hausen rumänische Jäger und Fischer, ein eigener Menschenschlag, der allein in diesen fieberschwangeren Gegenden auszudauern vermag. Im Laufe der Jahre hatte ich mehrere derselben kennen gelernt und die tüchtigsten für mein Geschäft abgerichtet. Einer besonders, Antonje hieß er, ein junger prächtiger Bursche, war sozusagen meine rechte Hand, und auf ihn baute ich auch diesmal insbesondere meine Hoffnung.

In Bortschea, gegenüber von Semlin, erwarteten mich wie gewöhnlich meine bereits von meiner Ankunft unterrichteten Leute und drückten ihre Freude aus, mich wohlauf wiederzusehen.

„O Herr, Ihr werdet diesmal zufrieden sein mit uns!“ redete mich der alte grauköpfige Samuil an, das Haupt der mir befreundeten Fischer- und Jägerkolonie aus dem weißen Morast. „Die Kropfgänse sind schon alle beschafft und auch von den Purpurreihern fehlt keiner.“

„Das ist brav!“ erwiederte ich erfreut. „Doch wo ist denn Antonje?“ setzte ich hinzu, indem ich mich verwundert umblickte, „er fehlte doch sonst nie, wenn ich kam!“

Die Jäger und Fischer sahen einander an und schwiegen.

„Nun, was ist es denn?“ fragte ich bestürzt, „er wird doch nicht todt sein?“

„Todt? Nein, nein!“ erwiederte Samuil zögernd, „aber es geht ihm recht übel.“

„So ist er denn krank, wie?“

„Auch das nicht, Domnule (Herr), aber er darf die Schwelle des Hauses nicht übertreten, denn es ist erst der siebente Tag verflossen, seitdem ihn der Tod gewarnt hat!“

„Ja, was ist denn das?“ fragte ich verwundert.

„Ach so!“ erwiederte der Alte, indem er sich bedächtig den Kopf kraute, „Ihr wißt nicht, was das bedeutet?“

„Nein, wie sollte ich es denn?“

„So will ich es Euch sagen. Jeden Menschen warnt der Todesengel einmal, bevor er ihn heimholt; so hat er auch Antonje gewarnt. Am verflossenen Dienstag haben wir die junge Nasta (Anastasia), seine Verlobte, die er im Herbste heimzuführen gedachte, zu Grabe getragen, sie ist am hitzigen Fieber so schnell dahingestorben. Als wir nun das Grab zuschütteten, trat Antonje zu nahe an dasselbe heran, glitt aus und stürzte hinein. Alle, die dabei waren, sagen, und auch der Pope hat dies bekräftigt, daß ihn die Todte nach sich ziehe. Ich meine auch, daß dies so sei, und daß ihn der Tod gewarnt. Darum muß nun der Bursche neun Tage hindurch das Haus hüten und darf während dieser Zeit die Schwelle desselben nicht überschreiten, dann verliert die Todte die Macht über ihn. Thut er dies nicht, so ist er rettungslos verloren.“

„Da dauert mich der arme Bursche,“ erwiederte ich, hütete mich aber weislich, dem alten Jäger den Aberglauben ausreden zu wollen. Es hätte doch nichts genützt, wohl aber mir geschadet und mir ergebene und zugethane Menschen, deren ich so sehr bedurfte, entfremdet.

„Ja, uns dauert er auch,“ entgegnete Samuil, „doch können wir ihm leider nicht helfen.“

Wir verließen das Dorf und schritten über den langen Knüppeldamm dem Moraste zu. Auf dem Friedhofe, über den unser Weg führte, schwankte ein schlanker hoher Weidenstamm mit geschälter Rinde über einem frisch aufgeworfenen Grabe. Dort, unter dem weißen Kies und Sande, ruhte die Braut des Fischers aus dem weißen Morast …

Auf langen schmalen Tschinakeln (Kähnen) fuhren wir hinein in das Gewirr des von zahlreichen offenen Wasseradern durchzogenen Rohrdickichts, und auf Wegen, die nur die Eingeborenen zu finden wissen, drangen wir tief hinein in die ungeheure Wildniß, in der die Hütten der Fischer und Jäger auf einer höheren Sandbank unter mächtigen Schwarzpappeln zerstreut umherlagen. Wir landeten. In der Thüre von Samuil's Hütte kauerte ein Mann auf einem knorrigen Weidenklotz, der ihm zum Sitz diente. Er hatte den Kopf in die rechte Hand gestützt und blickte starr vor sich hin. Es war der Fischer Antonje.

„Helfe Dir Gott!“ grüßte ich ihn nach Landesbrauch, auf ihn zu und in die Hütte tretend.

Er blickte auf und erhob sich. „Gott gebe Dir alles Gute!“ erwiederte er.

„Wie geht es Dir? Wie lebst Du?“ fragte ich, der Sitte entsprechend.

Der arme Bursche sah mich traurig an. „Wie es mir geht, wie ich lebe?… Ja, Herr, wie es eben gehen will — man darf nicht klagen!“ Dabei fuhr er sich mit der Hand über die Augen.

Ich sprach zu dem armen Burschen ein paar tröstende Worte und trat dann in Samuil's Hütte ein, wo die Frauen der Männer, die mich von Bortschea abgeholt, uns mit einem schmackhaften Imbiß erwarteten, und da ich bei Tische fleißig meine große, mit Pflaumenbranntwein gefüllte Tschutra (hölzerne Reiseflasche) kreisen ließ, so ward die Unterhaltung bald sehr lebhaft. Alle, mit Ausnahme Antonje's, der kein Wort sprach, wurden guter Laune, daß ich es unter solchen Umständen für angezeigt hielt, mit meinem Anliegen herauszurücken.

„Höre, Samuil,“ redete ich das Haupt der Kolonie an, „Du mußt mir diesmal ein Paar junge, flügge Edelreiher verschaffen.“

Der Alte sah mich erschrocken an und schüttelte den Kopf.

„Das geht nicht, Herr, bei Gott! das geht nicht!“ erwiederte er.

„Es muß gehen, Samuil! Es wäre eine Schande für mich, wenn ich die Thiere nicht herbeizuschaffen im Stande wäre. Du wirst mich doch nicht im Stiche lassen?“

„Es ist vergebens, Herr, es geht nicht!“ entgegnete der Alte.

„Und warum denn nicht?“ drängte ich. „Nisten vielleicht heuer keine im weißen Morast?“

„O doch! vielleicht kaum eine Stunde von hier einwärts im Rohre,“ lautete die Antwort.

„Und dennoch soll es also unmöglich sein?“

„Ja, Herr,“ erwiederte Samuil fast feierlich. „Dorthin vermag kein Mensch einzudringen. Es fleht der Tod darauf!“

Die Uebrigen hatten unser Gespräch mitangehört und waren plötzlich still geworden.

„Domnule,“ sagten sie Alle wie aus einem Munde, „gib den schrecklichen Gedanken auf! Erlegen wollen wir Dir so viele dieser Thiere, als Du bedarfst; wir wollen Dir sie auch nur flügellahm schießen, wie wir dies früher schon auf Deinen Wunsch gethan, aber zu den Nistplätzen derselben vorzudringen, das vermag kein Mensch!“

„Dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als mein Glück allein zu versuchen!“ erwiederte ich fest, indem ich mich von meinem Sitze erhob.

Plötzlich sprang Antonje auf und trat vor mich hin. „Herr,“ rief er, „wenn Dich Alle im Stiche lassen, auf mich kannst Du rechnen! Ich stehe Dir bei und folge Dir, wohin Du nur wünschest!“

Ich drückte dem braven Burschen die Hand. „Hab' Dank!“ erwiederte ich. „Wenn Niemand weiter den Muth besitzt, sich uns anzuschließen, so wollen wir Beide es wagen!“

Eine lebhafte Bewegung entstand unter den Männern; sie gingen hinaus vor die Thüre und sprachen laut und heftig miteinander. Auch die Frauen traten herzu und nach ihren heftigen Gestikulationen zu schließen, schienen sie ein Veto einlegen zu wollen gegen irgend einen ihnen unliebsamen Beschluß. Da kam Samuil langsamen Schrittes wieder herein.

„Domnule, Ihr sollt nicht von uns sagen: ich habe ihnen Brod gegeben, und da ich mir selber welches verdienen wollte, haben sie mir es mit Undank gelohnt!“ sprach der Alte ruhig und bedächtig. „Wir Alle begleiten Euch, wohin Ihr wollt. Gott wird ja über unser Leben wachen!“

Die Umständlichkeit, sowie die Feierlichkeit der Erklärung ließen mich voraussehen, daß mit dem Eindringen in den Röhrwald doch etwas ganz Besonderes verbunden sein müsse. Was unser aber in Wirklichkeit harrte, davon hatte ich freilich kaum eine leise Ahnung.

Mittlerweile war es Abend geworden. Die Männer der Kolonie versammelten sich wie gewöhnlich bei ihrem Oberhaupte, doch waren sie diesmal überaus ernst und schweigsam. Aus ihren kurzen Reden leuchtete blos hervor, daß sich jeder von ihnen als dem sicheren Tode verfallen ansah. Mir war es geradezu unbegreiflich, wie diese sonst gar nicht furchtsamen oder feigen Leute plötzlich so muthlos sich geberden konnten.

Am nächsten Morgen wurden schon mit Tagesgrauen Proviant, Netze und Käfige in die Kähne gepackt. Zwei Fischer und ein Jäger stiegen in jedes Fahrzeug ein. Die Frauen hatten uns bis zum Ufer das Geleite gegeben; da standen sie nun und jammerten und weinten.

Allem Abrathen und Abreden zum Trotze war auch Antonje nicht zu Hause geblieben. Er hatte sich rasch in eines der Tschinakel gesetzt und eine Ruderstange in die Hand genommen.

„Laßt mich doch endlich in Ruhe, ich habe es nun satt!“ fuhr er seine Freunde fast rauh an. „Ich habe Euch zu Gefallen gethan, was Ihr wolltet, aber das Stubenhocken kann ich nicht mehr aushalten! 's ist mir wahrhaftig ganz einerlei, ob heute der achte oder neunte Tag seitdem verflossen, daß mich das Unglück schlug. Hat meine Verlobte wirklich keine Ruhe im Jenseits ohne mich — nun gut, ich folge ihr gerne!“

Der alte Samuil sah ihn scheu von der Seite an.

„Herrgott, erbarme Dich unser!“ seufzten die Fischer und setzten die Ruderstangen ein. Langsam glitten die Kähne über den trüben, bleifarbigen Wasserspiegel dahin.

Geraume Zeit fuhren wir durch einen geräumigen Kanal, bis wir endlich an eine Stelle gelangten, wo das freie Fahrwasser ein Ende hatte und wir in das Röhricht eindringen mußten, wenn wir an den Ort gelangen wollten, wo wir die Nistplätze der Edelreiher vermutheten. Einen Augenblick standen die Männer rathlos da. Wie eine endlose Wand erhob sich das undurchdringliche Dickicht des Rohrwaldes vor uns. Samuil erhob sich, blickte prüfend umher und schlug dann mit der Ruderstange in's Röhricht.

„Da müssen wir hinein!“ rief er und winkte seinen Gefährten.

Die Ruderstangen senkten sich tief hinein in's schlammige Gewässer — ein Ruck, und die Kähne glitten hinein in die grüne Wildniß. Einen Augenblick später schlossen sich auch die mehr denn zwei Meter hohen Rohrhalme rauschend hinter uns zusammen — wir befanden uns wie

in einem grünen Gefängniß. Ja, in einem Gefängniß! Denn wahrhaftig, wir konnten weder vorwärts noch rückwärts sehen, noch auf der Seite irgend eine Lücke oder Oeffnung erspähen, und selbst über unseren Köpfen schwankten die stäubenden Blüthenrispen des Rohres und die dicken braunen Kolben des Teichschilfes gegen einander, daß wir kaum noch ein Stückchen vom Blau des Himmels zu erblicken vermochten. Unsägliche Mühe und die gewaltigsten Kraftanstrengungen kostete es, um die leichten Fahrzeuge in dem schlammigen Gewässer über die seit Jahren angehäuften Rohrwurzeln hinüberzuschieben. Mit dem Kompaß in der Hand bestimmte ich die Richtung, in der es vorwärts gehen sollte; ohne dies Instrument wäre hier jedwede Orientirung unmöglich gewesen.

Nach mehrstündiger harter Arbeit — die Ruderer waren wie in Schweiß gebadet und ich begann nun zu begreifen, warum sie vor diesem Wagniß zurückgeschreckt — gelangten wir endlich an eine etwa einen Meter breite, von Rohrwuchs freie Wasserrinne, in welcher die Fahrt wieder leichter vor sich ging.

„Wir können nicht mehr fern sein von den Nistplätzen," meinte Samuil, „oder ich müßte mich sehr täuschen."

Plötzlich ergriff er meinen Arm. „Sieh hin nach dem Weidenstumpf dort drüben, Herr!" flüsterte er und gab den Leuten ein Zeichen, in der Fahrt inne zu halten. Die Kähne standen still und ich blickte nach der angedeuteten Richtung. Auf dem niedrigen und knorrigen Stamm einer vom Sturme arg zerzausten Weide saßen etliche Nachtreiher in unbeweglicher Ruhe. Daneben standen einige Fischreiher, die eben das Ufer entlang geschritten waren und nun ein Vergnügen darin fanden, ihre trägen Vettern zu necken. Gleich dahinter am Saume des Rohrwaldes standen drei schneeweiße Gestalten — es waren Edelreiher. Das Herz pochte mir vor Freude über die unerwartete Entdeckung.

„Nun ist's gut," sagte Samuil. „Gibt uns Gott eine glückliche Heimkehr, so geschieht dies sicherlich nicht mit leeren Händen.

Auf sein Geheiß zogen wir uns in eine mit hohem Schilf umwachsene Bucht zurück, um die Vögel nicht weiter zu beunruhigen, indem wir den Fang der scheuen Thiere für die Nacht aufschoben.

Kaum war die Dämmerung angebrochen, so trieben wir so geräuschlos als möglich die Kähne nach dem Weidenstumpfe hin, hinter welchem sich das Edelreihernest befand. Ein langes und breites Schlagnetz wurde vorsichtig mit den Ruderstangen in die Höhe gehoben und auf das Rohr niedergelassen, dessen spröde Halme zu knacken und zu brechen begannen. Ein mißtöniges Geschrei erschallte. Es waren die Vögel, die, durch das ungewohnte Geräusch aufgeschreckt, in Unruhe versetzt worden waren. Die Kähne lagen nun dicht an der Rohrwand, und bei dem dämmerigen Licht des Mondes sahen wir, daß das Netz an der richtigen Stelle auflag. Vorsichtig wurde dasselbe tiefer und tiefer niedergezogen.

„Schieß', Herr!" flüsterte mir Samuil zu, „sonst verlaufen sich die Thiere im Rohre."

Ich that es und der Schuß donnerte durch die stille Nacht. Ein lautes, häßliches Geschrei von den Reiherständen antwortete ihm. Unter dem ausgespannten Netze wurde es plötzlich lebendig, und mehrere weißgeschopfte Reiherköpfe schnellten zwischen den weiten Maschen empor. Die Jäger und Fischer, bis zu den Hüften im Wasser stehend, griffen hinein unter das Netz, und wer so glücklich war, einen Vogel zu erhaschen, zeigte dies durch lauten, freudigen Zuruf an. Wer malt unser Erstaunen, als wir schließlich unsere Beute übersahen und fanden, daß dieselbe aus drei alten und vier jungen Edelreihern bestand!

Freudig zogen wir heim. Am nächsten Morgen brachen wir wieder ziemlich frühe auf. Der Weg durch das theilweise offene Gewässer wurde ohne besondere Schwierigkeiten zurückgelegt. Als wir aber wieder dahin gelangten, wo sich uns die starre und fast undurchdringliche Wand des grünen Rohrdickichts entgegenstellte, als wir wieder an die unsäglichen Mühsale des gestrigen Tages erinnert wurden, da nahm es mich nicht Wunder, wenn die Leute wieder still und schweigsam wurden.

Abwechselnd stieß und schlug man mit den Ruderstangen das hohe Schilf oder Rohr nieder und suchte dann durch die so entstandene Lücke das Fahrzeug langsam vorwärts zu schieben. Die ganze Fahrt ging nur ruckweise vor sich, und in einer Stunde hatten wir kaum einige hundert Schritte zurückgelegt.

Mittag war schon längst vorüber, und wir befanden uns noch immer tief drin in der unermeßlichen Rohrwildniß. Zu meiner nicht geringen Freude gelangten wir endlich an eine von Pflanzenwuchs freie breite Wasserfurche, in der wir ohne besondere Mühe vorwärts zu kommen hoffen durften. Was wir an jedem anderen Orte eher erwartet, das sollte uns indeß hier betreffen: die Kähne fuhren auf eine inmitten der Fahrrinne befindliche schmale, von halbverrotteten Rohrwurzeln gebildete Bank auf und konnten trotz aller Anstrengungen nicht mehr von der Stelle bewegt werden

Rathlos sahen die Fischer einander an.

„Herr," sagte Samuil endlich nach einer Pause zu mir, „hier ist alle Mühe vergebens. Wir kommen nicht mehr fort von dieser Stelle; der Morast will sein Opfer haben. Was ich stets befürchtet, ist eben eingetroffen!"

„Sprich doch nicht so," suchte ich den Alten zu beruhigen, „Du siehst es ja, daß wir nur auf eine schwimmende Wurzelbank aufgefahren sind, die wir schon überwinden werden."

„Du irrst Dich, Herr!" erwiederte der Alte, „uns hält das Gespenst des weißen Morastes, der schreckliche weiße Wila, mit seiner Hand zurück. Ohne daß hier ein Mensch sein Leben läßt, kommen wir nicht fort. Ich bin im Moor geboren und alt geworden, Herr; ich kenne das!"

„So ist es, ja, so ist es!" bekräftigten die Anderen diese Worte, indem sie ein Stoßgebet flüsterten und sich bekreuzten.

Während wir so sprachen, hatte sich Antonje rasch seiner Oberkleider entledigt.

„Was willst Du thun?" fragte ich erschrocken.

„Ich will blos die Wurzeln unter dem Kahne fortzuschaffen suchen, damit wir eher flott werden," antwortete er, und ehe wir es noch verhindern konnten, war er schon in die schlammige Fluth hineingesprungen. Er versank bis an den Hals, hob sich jedoch gleich wieder und begann nun, indem er sich mit der Linken an einer ihm dargereichten Ruderstange festhielt, mit der Rechten die nächsten Wurzeln herauszuziehen. Als ihm diese Arbeit zu langsam von statten ging, suchte er das Fahrzeug, mit den Schultern sich dawider stemmend, in Bewegung zu setzen. Wider alles Vermuthen gelang der Versuch. Der erste Kahn glitt plötzlich vorwärts in das freie Fahrwasser; der zweite folgte ihm in demselben Augenblicke, blieb jedoch an der nämlichen Stelle, wo der erstere vordem aufgefahren, wieder festsitzen.

„Wo ist Antonje?" schrie der alte Samuil laut auf, indem er sich entsetzt umsah.

In dem Durcheinander, das auf die unerwartete Bewegung der Kähne gefolgt war, hatte Niemand auf den armen Burschen geachtet. Was war mit ihm geschehen?

„Er war ja nur eben noch da!" rief ein Fischer.

„Gerechter Gott! so muß er hier unter dem zweiten Kahne sein; ich verspürte ganz deutlich etliche Stöße!" schrie ein Anderer.

„Gott erbarme sich seiner armen Seele, dann ist er verloren!" rief Samuil und versuchte den Kahn in Bewegung zu setzen. Es war indeß vergebens.

„Rasch Alle herüber in den ersten Kahn, dadurch wird der zweite leichter und wir können ihn vielleicht über das Hinderniß hinüberziehen, ehe es zu spät ist!" befahl ich.

Kein Wort ward verloren. Die Leute sprangen herüber, und wie ich richtig vermuthet, das so erleichterte Fahrzeug ließ sich ohne besondere Anstrengung nachziehen, doch Antonje war nirgend zu sehen. Vorsichtig fuhren wir mit den Ruderstangen nach der Richtung in das Wasser, wo wir ihn vermutheten. Nach längerem peinlichen Suchen stießen wir endlich auf etwas Weiches; der Haken griff ein, die Männer zogen an, und nach einer Weile tauchte Antonje's bleiches Antlitz aus dem trüben Gewässer auf. Schneller als ich hier erzähle, hatten wir den Verunglückten in den Kahn gehoben, und ich gab mir alle Mühe, ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Umsonst, es ging nicht. Der Schlamm war ihm in Mund, Nase und Ohren eingedrungen und ließ sich nur schwer entfernen. Alles Rütteln, Bewegen und Reiben half nichts, der Arme war und blieb todt. Der stramme, schöne junge Mann, der noch vor fünfzehn Minuten lebenskräftig vor mir dagestanden, er sollte das Sonnenlicht nicht mehr sehen mit seinen Augen! . . . Tieferschüttert breitete ich einen Mantel aus über den so jäh Dahingeschiedenen, während Samuil ein Todtengebet murmelte und dem armen Burschen eine schnell angebrannte Wachskerze in die erstarrende Rechte drückte.

„Ich hatte es vorausgesehen, daß es so kommen würde," sagte der Alte dumpf, „darum hatte ich mir auch eine geweihte Kerze beigesteckt. Mag sie ihm nun leuchten auf dem langen dunklen Wege, der zum Himmel führt!"

Unterdessen begannen dichte graue Wolken den Himmel zu umziehen, und alsbald rieselte leise und langsam ein feiner Sprühregen auf uns herab.

„Das fehlte noch!" stieß ein Fischer verzweifelnd aus. „Jetzt sind wir Alle miteinander verloren!"

Ja wahrhaftig, es war, als ob sich Alles wider uns verschworen hätte, denn als ich nach meinem Kompaß griff, der an der Uhrkette gehangen, um zu sehen, ob wir auch in der rechten Richtung unseren Weg fortsetzten, da gewahrte ich zu meinem Entsetzen, daß derselbe fehle. In dem bei dem Rettungsversuch Antonje's entstandenen Gedränge war er mir von der Kette abgerissen worden. Ich suchte auf dem Boden des Kahnes, doch erfolglos. Wahrscheinlich war er in's Wasser gefallen. Nur mit Mühe vermochte ich meine Erregung zu bemeistern. So bedeutungslos sonst dieser Verlust gewesen wäre, hier war er von unbestimmbarer Tragweite; hing doch möglicherweise unser Leben davon ab! Ruhig, als ob nichts vorgefallen, gab ich indeß nach Gutdünken die Richtung an, in welcher der Rückweg fortgesetzt werden sollte . . .

Wieder drangen wir in das Dickicht des Rohrwaldes ein. Klatschend schlugen uns die regenschweren Rohrstengel in's Gesicht, und die schmalen scharfen Blätter derselben fuhren gleich Messern über die nackten Arme der Ruderer, daß diese sich alsbald mit blutigen Striemen bedeckten. Vorwärts ging es, immer vorwärts um jeden Preis! Den Leuten hob sich die Brust, und bei der gewaltigen Anstrengung schwollen ihnen die Armmuskeln zu unförmlichen Knoten an. Um die ermatteten Fischer abzulösen, griffen die Jäger und ich wieder zu den Rudern. Ich bin kein Schwächling und

kann bei manch' schwerer Arbeit meinen Mann stellen, doch dieser war ich nicht gewachsen. Nach kaum einer halben Stunde sank ich schon wie gebrochen zusammen... Doch was nützte alle Arbeit, was alle Anstrengung, denn noch immer fehlte alle Aussicht, je wieder in's Freie zu kommen! Wir waren eben gefangen in dem schrecklichen grünen Kerker, dessen Seitenwände die dünnen, über zwei Meter hohen Säulen des Rohres, dessen Boden der Morast und dessen Decke der graue Himmel bildeten. Früher denn gewöhnlich brach die Dämmerung ein. Alle miteinander waren wir so müde geworden, daß wir uns kaum noch regen konnten. Es ging nicht mehr weiter, wir mußten Halt machen...

Während wir uns Alle, so gut es eben ging, zur Ruhe begaben, blieb nur der alte Samuil auf und sang, zu Häupten des Verunglückten kauernd, mit eintöniger Stimme ein Todtenlied. Dumpf ertönte dazu das Geschrei der Rohrdommel und das tausendstimmige Gequak der Frösche; durch das vom Nachtwinde bewegte Schilf ging ein Aechzen und Seufzen, als ob die Seelen all' Jener wimmerten, die vor uns hier im weißen Morast ihr Ende gefunden... Die ganze Nacht hindurch kam kein Schlaf in meine Augen, und ich zermarterte mir den Kopf darüber, ob die Richtung, die wir eingeschlagen, auch wirklich die richtige sei.

Kaum graute der Morgen, so erhoben sich die Schläfer von ihrem unbequemen Lager. Seufzend bekreuzten sie sich und warfen die regenschweren Mäntel ab. Auf mein Zureden nahm Jeder noch einen Schluck Pflaumengeist zu sich, und die schwere Arbeit des Durchkämpfens durch das jegliche Aussicht versperrende Rohrdickicht begann wieder ..

Eine halbe Stunde mochte die mühselige Fahrt durch den grünen Kerker gedauert haben, da stieß Samuil plötzlich einen lauten Schrei der Ueberraschung aus, in den wir sofort Alle mit einstimmten.

„Gottlob! wir sind gerettet! wir sind zu Hause, dort stehen unsere Hütten!" erscholl es durcheinander.

So war es auch. Ein paar Ruderstöße noch und die Kähne schwammen auf dem bleifarbigen Wasser des Kanals, der die Insel umfloß. Eine der Frauen spülte gerade Wäsche aus am Ufer. Auf ihr Geschrei kam alsbald Alles aus den Hütten herausgeeilt, was sich regen konnte, und als wir endlich landeten, da gab es ein Wiedersehen, ein Fragen und Forschen, als ob wir geraden Weges aus dem Lande der Todten kämen!...

„Wo ist denn Antonje?" fragte eine der Frauen, als der erste Ansturm vorüber war.

Schweigend deutete Samuil auf den Kahn. Das Weib lief hin und lüftete die Decke vom blassen Antlitz des Todten. „So ist er doch seiner Verlobten gefolgt!" rief sie mitleidig aus. „Sie hatten sich auch gar zu lieb, d'rum mußte es wohl so kommen!"

Tags darauf ruhte Antonje schon in kühler Erde an der Seite seiner Braut, und über seinem Grabe schwankte gleichfalls ein schlanker, geschälter Weidenstamm mit bändergeschmückter Krone. Wehmüthig und das Herz erfüllt von innigem Mitleid mit dem tragischen Geschick des jungen Paares nahm ich Abschied von dem Doppelgrabe und nie versäumte ich, es zu besuchen, wenn mich meine Geschäfte später wieder an den „weißen Morast" führten, niemals versäumte ich auch, einen frischen Rosenkranz darauf niederzulegen."

Humoristisches.



Unerwünschte Zustimmung.

Er: Sie glauben es gar nicht — mein Fräulein — wie ich Sie liebe!

Sie: Ja, Sie haben Recht — Ich glaube es auch nicht!



Nützliche Auskunft.

Gendarm: Haben Sie nicht einen Handwerksburschen mit grauem Filzhut hier vorbeigehen sehen?

Bauer: Ja.

Gendarm: Um welche Zeit war das wohl?

Bauer: Ah, vor reichlich vier Wochen!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösungen von Nr. 3:

des Bilder-Räthsels: Es ist besser keinem trauen, als auf gar zu viele bauen;

der Charade: Löwenzahn;

des Arithmogriphs: Symphonie, Ysop, Mommsen, Pinie, Heyse, Oheim, Nippes, Ismene, Eisen.

Räthsel.

Der keck als ungebet'ner Gast
Sich heimlich eingeschlichen
Und wenn man glaubt, er sei gefaßt,
In flücht'gem Sprung entwichen,
Den lehrt hier in vier Lettern Dich
Die erste Silbe kennen,
Doch läßt nicht gern er öffentlich
Sich laut bei Namen nennen.

Die zweite Silbe, spitz und fein,
Kann tiefe Wunden geben,
Und dringt sie in das Herz hinein,
So ist's gescheh'n um's Leben.
Doch ist sie, statt dem Mord verwandt,
Auch friedlich oft zu sehen,
Und manche fleiß'ge Damenhand
Weiß damit umzugehen.

Für's Ganze, zählt es dann und wann
Auch zu den Kleinigkeiten,
Muß, wenn man ihn erhaschen kann,
Der Thäter Strafe leiden.
Nun, Leser, suche wie und wo,
Und hüte Dich bei Zeiten!
Gib, eh' die erste Silbe floh,
Den Stich ihr mit der zweiten! [L.—G.]

Auflösung folgt in Nr. 5.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.